

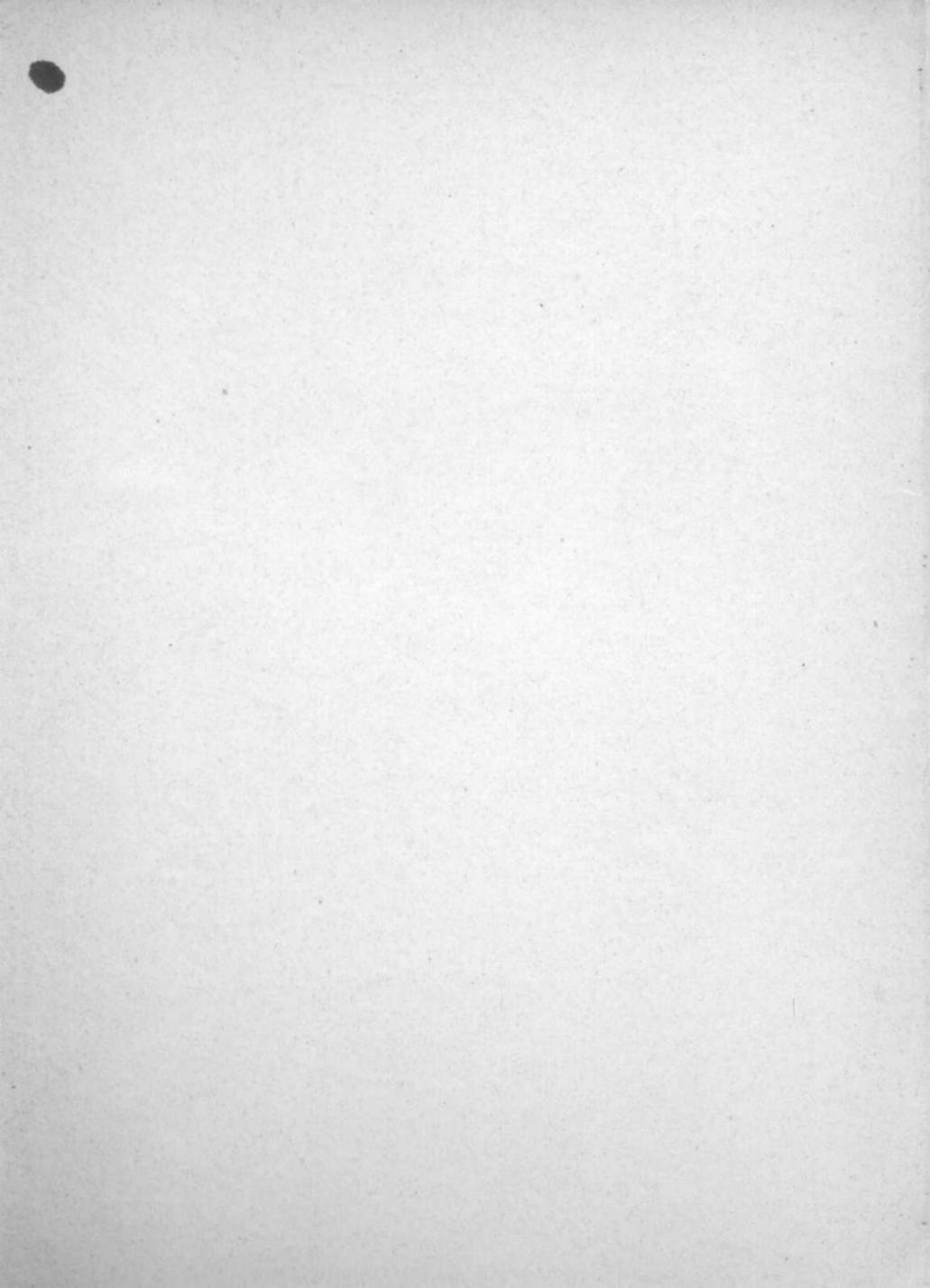
Universitäts-Bibliothek Wien

I

371 423

3

Die junge Welt
Bd. 3.



Die junge Welt

Herausgegeben von Josef Luitpold Stern

Band 3

Friedrich Schiller

Von Engelbert Bernerstorfer

Und hinter ihm im wesenlosen Scheine
Lag, was uns alle bündigt: das Gemeine.

Wien 1911

Verlag der Wiener Volksbuchhandlung

Ignaz Brand & Co.

Wien VI/1, Gumpendorferstraße 18.

Preis 20 S. = 20 Pf.

Die junge Welt

Herausgegeben von Josef Luitpold Stern

Band 3

Friedrich Schiller

Von Engelbert Bernerstorfer

Und hinter ihm, im wesenlosen Scheine,
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine

Wien 1911

Verlag der Wiener Volksbuchhandlung

Ignaz Brand & Co.

Wien VI/1, Gumpendorferstraße 18.

I
371423.



Große Männer

Wen nennen wir einen großen Mann? Durchlesen wir die vielen Bücher, die uns von der Geschichte der Menschheit erzählen, so finden wir manche Herrscher, Könige, Feldherren, die den Beinamen „der Große“ führen. Der Name wurde ihnen von den Geschichtschreibern verliehen und erbte sich von einem Buch zum andern, von einer Generation zur andern fort. So hat man sich an diese Bezeichnungen gewöhnt — sie sind üblich geworden. Nicht immer ohne Widersprüche. Der preußische König, den die „patriotischen“ Preußen den Großen nennen, heißt bei den Oesterreichern zum Beispiel nur Friedrich II., denn er hat Oesterreich besiegt. Aber manchem unter diesen Großen wird der Beiname nirgends bestritten. So wird jener junge und kühne Alexander, der daran ging, ein griechisch-orientalisches Weltreich zu gründen, allgemein der Große genannt. Ebenso nennt man den Wiederhersteller des römischen Kaisertums Karl den Großen. Und auch jener erste Napoleon, der auf den Trümmern der französischen Republik seinen Kaiserthron aufrichtete und als siegreicher Feldherr eine neue Weltherrschaft stiften wollte, wird ohne eigentlichen Widerspruch der Große genannt.

Wer das Leben und die Taten dieser und anderer ihnen ähnlicher Männer durchforscht, wird zugeben, daß viele unter ihnen durch Verstand, Tatkraft und Erfolg hervorrugten. Sie waren Männer der Tat und innerhalb ihrer Zeit nicht ohne einen gewissen fördernden Einfluß auf die Entwicklung der Dinge. Ihre persönliche Bedeutung war ungewöhnlich und sie wird nicht geringer, wenn man an die Stelle einer oft recht knechtischen Bewunderung jene richtige Schätzung setzt, die ihren relativen Wert klarlegt und ihre Abhängigkeit von ihrer Zeit und den Umständen aufzeigt und die auch ihre Schattenseiten, um nicht direkt

zu sagen schädlichen Seiten hervorhebt. Ja, selbst dann, wenn bei näherer Prüfung es sich ergeben sollte, daß so mancher dieser gepriesenen sogenannten Großen durch seine Taten im großen und ganzen die Entwicklung der Menschheit mehr gehemmt als gefördert hat, werden wir doch zugeben müssen, daß sie starke Naturen, daß sie bedeutende Persönlichkeiten waren.

Aber ob wir sie dann noch Große nennen werden? Wir glauben nicht, daß einzelne Menschen, und wären sie noch so innerlich und äußerlich mächtig, die Geschichte in den wesentlichen Dingen machen. Die Geschichte eines Volkes hängt ab von der Entwicklung der Wirtschaftsformen, in denen es produziert und konsumiert. Die Völker und Staaten haben anders ausgesehen, als es eine Wirtschaft gab, die auf der Menschenklaverei aufgebaut war, sie haben ein ganz anderes Aussehen gehabt, als die Wirtschaft sich auf Eigentum an Grund und Boden und auf Leibeigenschaft gründete und sie haben wieder ein ganz anderes Gesicht heute, wo die Geldwirtschaft herrscht. Und mit der größten Sicherheit können wir sagen, daß Völker und Staaten ganz verändert aussehen werden, wenn einmal der Sozialismus gesiegt haben wird, das heißt, wenn die Wirtschaft ganz und gar auf den Wert und die Würde der Arbeit gegründet sein wird.

Alle bisherige Menschheitsgeschichte ist eine Geschichte von Kämpfen der wenigen Herrschenden gegen die vielen Beherrschten. Und so ist es kein Wunder, daß die Herrschenden, die bisher meist die Geschichte geschrieben haben, gerade diejenigen mit dem Namen der „Großen“ ausgezeichnet haben, die an der Spitze der Völker standen und als Herrschende ihre Macht betätigten.

Wir, die wir die Vorläufer einer neuen Zeit sind, haben diese Anschauungen nicht mehr. Nicht diejenigen erscheinen uns als groß, die die Menschen am meisten zu beherrschen verstanden, sondern diejenigen, die ihnen am meisten und unmittelbar dienten.

Sind das nun die Herrscher, die Feldherren, die Eroberer? Sie mögen für ihre Zeit notwendige, ja bisweilen in gewissem Sinne selbst nützliche Erscheinungen gewesen sein. Wir wollen selbstverständlich jede Zeit aus ihr selbst heraus beurteilen. Aber heute leben wir in einer Zeit, in der wir unsere Schicksale selbst bestimmen wollen. Die Völker erkennen sich und ihre Macht. Sie bekommen einen Gesamtwillen, der es nicht mehr duldet, daß man sie als Mittel der Herrschaft betrachte. Immer mehr fangen die einzelnen an zu wissen, daß ihr und ihres Volkes Geschick davon abhängt, daß an die Stelle der heutigen wirtschaftlichen Unordnung und Ausbeutung die geordnete sozialistische Gesellschaft, an die Stelle des heutigen Geistesdruckes die Geistesfreiheit, an die Stelle politischer Bevormundung die Selbstverwaltung trete. Diese Ordnung, Freiheit und Selbstbestimmung der Völker aber soll zum Zweck haben die immer höhere Entfaltung der Geistesgaben der Völker, das heißt eine immer höhere Steigerung der materiellen und geistigen Kultur.

Nun ist es schon klar, wer von uns zu den Großen der Menschheit gezählt wird. Alle diejenigen, die bis auf den heutigen Tag oft unter den ungünstigsten Verhältnissen die Kulturentwicklung der Menschheit gefördert haben. Und unter diesen stehen uns wieder diejenigen am höchsten, die die geistige Kultur vorwärts gebracht haben, die den Völkern der Erde neue, bisher nicht vorhandene höchste Geisteswerte geschaffen haben. Die Männer der höchsten Taten sind für uns die Männer der Wissenschaft und Kunst, das heißt die Forscher und Bildner.

Die Entwicklung der Menschheit umfaßt viele Jahrtausende. Sobald die Menschheit aus dem Zustand der Wildheit tritt, fängt sie an zu denken und zu sinnen. Hilfsmittel der Erkenntnis hat sie noch nicht. Aber schon stellt sie Fragen nach dem Wesen der Welt und ihrer Erscheinungen, und da sie sie nicht wissenschaftlich beantworten kann, so ist die Phantasie geschäftig. Mitbeeinflusst von der

Umwelt und seiner Existenzbedingung dichtet der Mensch gewaltige Mythen, die gewaltige Weltbilder geben. Früh schon regt sich der Zweifel und die wissenschaftliche Forschung beginnt. Aber ohne die Unterlage der Tatsachenkenntnis und der Erfahrung artet sie in Spekulation aus. Die höchste Höhe erreicht sie bei den alten Griechen. Das Christentum hält die Entwicklung aller Wissenschaft durch lange Zeit auf. Erst das vorige Jahrhundert hat auf Grundlage der Erfahrung und des Experiments die Naturwissenschaft zur Königin der Wissenschaften gemacht. Mit ihr verbündete sich die Technik. Nunmehr wissen wir: alle bisherige Geschichte, obwohl natürlich gesetzmäßig verlaufend, entbehrt der Bewußtheit. Bis jetzt hat die Geschichte die Menschen gemacht. Mit dem Siege des Sozialismus werden die Menschen die Geschichte machen. Das überkommene Erbe der Wissenschaft wird die kommende Menschheit treulich bewahren und vermehren. Aber auch das Erbe der Kunst. Denn der Mensch der sozialistischen Zukunft wird ohne sie nicht leben können, wie schon der primitive Mensch nicht ohne sie leben konnte. Ja, die Kunst wird einen immer größeren Teil seines Wesens ausmachen. Karl Marx hat einmal gesagt, alle menschliche Entwicklung gehe in der Form der Spirale nach aufwärts. Wie schon einmal der Kommunismus auf Erden bestanden hat, so kommt er wieder, auf einer höheren Stufe. So dürfen wir vielleicht hoffen, daß in kommenden Zeiten wieder Dichtungen erstehen werden, die sich mit den großen Mythen der Urvölker messen können. Dann wird kein Zweifel mehr darüber sein, daß die größten Menschen die Künstler sind. Sie werden die Priester der Zukunft sein, die die Freuden des Lebens erhöhen, die Schatten mildern, die Schmerzen lösen. Sie werden die Menschen aus der nun einmal unvermeidlichen menschlichen Bedürftigkeit befreien und ihnen die uns allein erreichbare Seligkeit bereiten.

Deutschland um die Mitte des 18. Jahrhunderts

Der Dreißigjährige Krieg, der 1618 begann, zerrüttete das Deutsche Reich in fürchterlicher Weise. Das Land entvölkerte sich, die Sitten verrohten, der materielle Wohlstand verminderte sich, das geistige Leben verödete. Der Westfälische Friede (1648) beendete den Krieg, das Volk atmete auf, aber die Volkskraft lag darnieder. Das Reich verlor weite Länderstrecken, sank in seinem Ansehen und litt unsäglich an innerer Unordnung. Diese Unordnung hatte ihren Hauptgrund in der Zersplitterung des Landes in eine immer größere Anzahl von solchen Gebieten, die selbständig waren, so daß ihre Herren, nur in einer losen Abhängigkeit vom Reiche, selbst als Souveräne regierten. Ende des 18. Jahrhunderts gab es an 300 solche selbständige Gebiete. Ihre Herren regierten absolut, hatten auch meist ihre eigene Gerichtsbarkeit und waren, obwohl kleine, doch oft genug grausame Tyrannen, deren „Untertanen“ ihnen widerstandslos ausgeliefert waren. Was da an Scheußlichkeiten geschah, gehört auf die schwärzesten Blätter der Geschichte. Lessing verlegte in seiner *Emilia Galotti* den Schauplatz des Dramas nach Italien, aber, was er zur Darstellung brachte, war ein Stück deutscher Geschichte. Schiller selbst ist in naher Berührung mit einem Hofe aufgewachsen, der noch nicht der schlechteste war. Aber überall machte sich der Druck eines Landesfürstentums geltend, das den Gipfel der Niederträchtigkeit in dem Verkauf von Landeskindern erklomm, die an England als Soldaten

gegen die Rebellen in Nordamerika um bares Geld verschachert wurden.

Die dreihundert souveränen Territorien hatten jede ihre Hofhaltung und ihre Obrigkeiten. Man kann ruhig sagen: je mehr Obrigkeiten, je mehr Willkür und Unordnung. Von bürgerlicher Freiheit war im ganzen Reiche keine Spur. Der herrschende Zustand der Rechtsunsicherheit machte sich auch in Dingen des zivilen Rechtes geltend. Das Reichskammergericht, 1495 errichtet, hatte anfangs fünfzig Mitglieder, seit 1719 nur mehr 25, von denen ein Drittel nie, zwei Drittel nur unregelmäßig Besoldungen bekamen. Die Prozeßrückstände dieses obersten Gerichtes in Zivilsachen waren 1772 auf mehr als 60.000 angewachsen. Es wurden in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nur mehr solche Prozesse verhandelt, an die ein Streitteil mahnte. Es konnte sich ereignen, daß am Ende des Prozesses die Prozeßparteien sämtlich weggestorben waren, so daß das Urteil niemand zugestellt werden konnte. Ein solcher Prozeß hat 188 Jahre gedauert. Auch Bestechungen kamen bei diesem Gerichte häufig genug vor. Dazu kamen dann noch die Kompetenzstreitigkeiten zwischen dem Reichskammergericht und dem 1501 errichteten kaiserlichen Reichshofrat in Wien.

Die geringe Macht der Zentralgewalt führte zu förmlichen Kriegen zwischen den einzelnen Souveränitäten, wie 1748 zwischen Meinigen und Koburg um den Besitz des Städtchens Wasungen, zum sogenannten berüchtigten „Wasunger Krieg“.

Ein politisches Selbstgefühl konnte bei solchen Zuständen sich nicht entwickeln. Immerhin muß anerkannt werden, daß einzelne kühne Männer gegen die überall herrschende Ungerechtigkeit und Bedrückung ihre Stimmen erhoben. Es ist auch das einzige lichte Pünktchen der Sonderstaatelei, daß die einzelnen Souveränchen einem solchen Schriftsteller auf ihrem Gebiete ein Asyl gewährten. Das

geschah aber nicht aus Rechtsgefühl, sondern in der Absicht, den kritisierten Nachbar bloßzustellen. Die große Masse der Bevölkerung war stumpf. Sie hoffte keine Besserung von oben, noch weniger aus sich heraus, daher ist es sehr erklärlich, daß die Auswanderung groß war. Schon winkte Nordamerika und verhieß Brot und Freiheit.

Durch den Dreißigjährigen Krieg war in das gesamte Leben des deutschen Volkes ein Bruch gekommen. Die normale, geradlinige Entwicklung des öffentlichen und privaten Geistes war gewaltsam unterbrochen worden. Das deutsche Volk sank von der geistigen und materiellen Höhe, die es vor diesem Kriege erklommen hatte. Daß ein Volk aus einem solchen nationalen Unglück, wie es der Dreißigjährige Krieg mit seinen Folgen war, sich wieder erholen konnte, ist der sicherste Beweis für die Unverwüstlichkeit der Volkskraft. Zwar hat das deutsche Volk in der Wissenschaft auch in jener trüben Zeit seine Stellung behauptet. Davon zeugt allein der Name eines so universalen Kopfes wie Leibniß. Aber er schrieb lateinisch und französisch. Die deutsche Sprache war von einer schon erreichten Höhe tief herabgesunken. Die Gelehrten bedienten sich ihrer nicht. Und der künstlerische Geist war verwildert. Das deutsche Volk hatte längst schon seine große dichterische Zeit vergessen, hatte sich aber auch noch nicht in seinem inneren Wesen wiedergefunden. Die Dichter ahmten die Fremden nach und insbesondere die Franzosen. Es mußte erst Klopstock kommen und den Deutschen wieder eine poetische Sprache geben. Das war sein großes Verdienst, das ihm seine bleibende Stätte in der deutschen Literaturgeschichte anweist. Es mußte Lessing kommen, der mit scharfer und spöttischer Ueberslegenheit das französische Vorbild kritisierte. Es mußte Herder kommen, der mit feinstem Blick in den Urbrunnen aller Poesie schaute und auf das Volkslied verwies. Und nun war der Boden bereitet, aus dem die beiden Großen erwachsen, die ihr Volk zur strahlenden Höhe führten: Goethe und Schiller!

Schillers Eltern

In diesen so bewegten Zeiten um die Mitte des 18. Jahrhunderts finden wir Johann Kaspar Schiller, den Vater Friedrich Schillers, einen festen Charakter mit dem Streben nach steter Ausbreitung seines Wissens, als Feldscher in den Niederlanden. Nach dem Frieden von Aachen (1748) trieb es ihn sogar, freilich nur flüchtig, nach London. Im selben Jahre kehrte er nach Schwaben zurück. In Marbach, wo er Aufenthalt nahm, um von hier aus seine Verwandten zu besuchen, hielt er um die Hand der Tochter seines Wirtes, der sechzehnjährigen Elisabeth Dorothea Rodweis, an und heiratete sie. Von ihrem äußeren und inneren Wesen ging das meiste an Friedrich über. Die Rechtschaffenheit des Vaters und die liebevolle Güte der Mutter, deren Gemüt reich und allen guten und schönen Einflüssen aufgeschlossen war, blieben im Sohne gesteigert und erhöht durch sein ganzes Leben. Wieder trieb es, freilich auch aus materiellen Gründen, den Vater zum Militär, bis er 1775 im herzoglichen Lustschloß Solitude die Verwaltung der Gärten übernahm. Hier fühlte er sich wohl. Mit Stolz erzählte er später, daß er in zehn Jahren 22.400 Bäume aus den Baumschulen weitergegeben habe.

Vater und Mutter waren sehr religiös. Es war dies die Stimmung des guten bürgerlichen deutschen Hauses jener Zeiten. In den Wechselfällen des so wenig gesicherten Lebens, in der Enge und Beschränktheit der materiellen Zustände des öffentlichen und privaten Lebens, in der täglichen Sorge um die eigene Existenz und um die Zukunft geliebter Kinder war der Glaube an die Vorsehung die einzige Stütze. So sehr diese Religiosität sich in kirchlichen Formen (des Protestantismus) bewegte, so war sie doch von ihnen nicht eingeengt. Sie war im wesentlichen doch ein reinem Inhalte zustrebendes Christentum. Dieses mußte auf ein so reiches Kindergemüt wie das Friedrich Schillers

mächtig wirken, und bis in seine höheren Schuljahre hinauf war sein Sinn auf die Gottesgelahrtheit gerichtet. Er war ein inbrünstig gläubiges Kind.

Die Kinderjahre

Friedrich Schiller wurde am 10. November 1759 geboren. Noch steht in Marbach das Haus, in dem er geboren wurde. An seiner Wiege stand eine glückselige Mutter und neben ihr die Not. Der Vater war in seinen militärischen Pflichten meist auswärts, auf seinen Gehalt mußte er oft warten und der ursprünglich wohlhabende Schwiegervater verarmte bald, so daß er nicht nur nicht geben konnte, sondern selbst Unterstützung heischte. Auch dabei hat sich Schillers Vater immer vornehmen Sinnes erwiesen. Zudem war der kleine Friedrich von zarter Leibeskonstitution. Er war den Kinderkrankheiten sehr unterworfen und machte seinen Eltern viel Sorge. Es war gewiß ein Glück für ihn, daß er auf dem Lande aufwuchs. So wie die liebliche Landschaft Schwabens ihm leiblich wohlthat, so wirkte sie auch günstig auf seine Seele. Sie bot ein heiter bewegtes Bild von Hügeln, Feldern, Gärten, Wiesen, Wäldern und im Hintergrund zeigte sich überragend und abschließend die Schwäbische Alb.

Bald hatte sich dem Knaben eine Schwester gesellt, Christophine, die die treue Spielfameradin seiner Kinderzeit war und die herzlich geliebte Freundin seines Lebens blieb.

Von Marbach übersiedelte 1763 die Familie nach Schwäbisch-Gmünd und schon 1764 nach Lorch. Hier verweilte sie drei Jahre. Schiller war also in dieser Zeit im Alter von fünf bis acht Jahren. Es müssen glückliche Kinderjahre gewesen sein. Nicht als ob die materielle Sorge dem Hause ganz ferngeblieben wäre. Aber wie wenig braucht ein Kind, um glücklich zu sein. Endlich war der Vater ziemlich beständig zu Hause. Friedrich blickte zu ihm mit schrankenloser Verehrung, mit Ehrfurcht empor. Mutter und

Schwester liebte er schwärmerisch und grenzenlos. Die romantische Gegend mit Burg und Kloster war weithin wie ein Besitz der jungen Geschwister, die sie mit Leidenschaft durchstreiften, was selbst auf Kosten der Schule geschah. Denn hier machte Friedrich seine Anfänge im Lernen. Pfarrer Moser brachte ihm die ersten Kenntnisse des Lateinischen bei. Friedrich hat seinen verehrten Lehrer nie vergessen und ihm gleich in den „Räubern“ ein Denkmal gesetzt.

Von Lorch wurde Friedrichs Vater 1766 nach Ludwigsburg versetzt. Hier hatte der Herzog von Württemberg seinen Hof. Es gab hier ein buntes Treiben. Höfische und militärische Trachten belebten das Stadtbild. Häufig gab es prächtige Feste. Endlich brachte eine Oper, die weithin ein Anziehungspunkt war, etwas ganz Neues in das Leben des heranwachsenden Knaben. Hatte er bisher in den reinen Freuden der Natur geschwelgt, so tat er mit einemmal einen Blick in eine ihm bisher völlig unbekannte künstliche Welt. Wir wissen, daß der Vater den Jungen mit ins Theater nahm. Was er da sah, mußte auf die Phantasie des Knaben einen überwältigenden Eindruck machen. Freilich war dieser Eindruck ein äußerlicher. Das Technische, die Dekoration, die Maschine, das Kostüm, wirkte. Was er auf der Bühne, die natürlich, auch nicht etwa ausnahmsweise, ein wirkliches Drama nie brachte, sah und aufnahm, bearbeitete er aber doch schon nach den in ihm liegenden Elementen dramatisch und suchte es selbst dramatisch zu gestalten. Was ihn innerlich fesselte, die Rede, fand er nur unvollkommen auf dem Theater und daher ist es erklärlich, daß ihm, trotz aller großen Eindrücke der Bühne, der Beruf des Geistlichen noch immer als der oberste erschien. Der Geistliche war ihm der höchste Vertreter der Kunst der Rede.

Das Wort, die Rede, wirkte am stärksten auf ihn. Was Wunder, daß die Gedichte, die ihm zu Gesicht kamen, von ihm verschlungen wurden. Es waren wohl meistens

solche geistlichen, religiösen Inhalts. Unter ihnen waren auch Klopstocks „Messias“ und Oden.

Als Friedrich 1772 konfirmiert wurde, war er, seiner Schulbildung nach, auf dem Wege, protestantischer Pfarrer zu werden. Da trat der Herzog von Württemberg, Karl Eugen, in den Lebensweg des Knaben. Er hatte auf der Solitude eine Schule gegründet, für die er Schüler brauchte. Der Zweck der Schule war die Heranbildung brauchbarer Beamten. Der Herzog hatte von dem jungen Friedrich, dem Sohne eines seiner Beamten, als von einem guten Schüler gehört und so zwang er den Vater, seinen Sohn in diese Schule zu geben. Das geschah gegen den Willen des Vaters und des Sohnes. Denn nun sollte Friedrich Rechtswissenschaft betreiben, wozu er keinerlei Neigung hatte, und auf die Theologie gänzlich verzichten. Am 17. Jänner 1773 bezog Friedrich die neue Schule. Es ist rührend, die „Spezifikation derjenigen Kleidungsstücke, welche der Eleve Schiller mitgebracht“ zu lesen: „Ein blaues Röcklen nebst Camisol ohne Ermel, 1 Paar Gehosen, 2 Manchet-Hemden, 4 pr. leinene Strümpf, 1 pr. Schu, 1 pr. Stiefel, 1 ord. Hut, Geldt: 43 fr., 15 Stück unterschiedl. lateinische Bücher.“

Schuljahre

Man hat darüber gestritten, ob das Eingreifen des Herzogs Karl Eugen in das Leben Friedrich Schillers günstig oder ungünstig gewesen sei. Es hat solche gegeben, die vermeinten, ohne dieses Eingreifen wäre Schiller Theologe geworden und wäre vielleicht als solcher in dieser Lebenslaufbahn geblieben. Dagegen wäre es für Schiller unmittelbar ein Segen gewesen, daß er aus seiner ursprünglichen Lebensrichtung gewaltsam gerissen worden sei und daß der Widerstand gegen den Zwang einer militärisch eingerichteten Schule alle in ihm schlummernden Fähigkeiten erst recht zur Entfaltung gebracht hätte. Einer solchen Beweisführung möchten wir uns doch nicht anschließen. Auch bei einer regelmäßigen Entwicklung seines Schul-

ganges wäre vermutlich der dichterische Drang in Schiller schließlich durchgebrochen. Ja dieser regelmäßige Schulgang hätte ihm sicherlich Kenntnisse vermittelt, deren Mangel er in späteren Jahren oft bedauert hat. Die alten Sprachen hatte er bis zu dem Zeitpunkt, als er in die Karlschule eintrat, mit gutem Erfolg betrieben. Auch das Griechische hatte er schon begonnen. Das ruhte nun in der neuen Schule. Daß er die lateinischen Autoren in der Ursprache nur zur Not, die griechischen aber schon nicht mehr lesen konnte, hat ihm später Verdruß bereitet. Dagegen wäre ihm ohne die „väterliche Gnade“ seines Herzogs viel Herzeleid erspart geblieben. Die Karlschule war ihm im großen und ganzen keine Förderung, nur Hemmung, insbesondere solange er Rechtswissenschaft betreiben mußte, die ihm, schon an sich zuwider, durch den von seinen Lehrern aber angewandten pedantischen Betrieb geradezu verhaßt war. Auch legte sich die im letzten Grunde barbarische Persönlichkeit seines Herzogs auf die Schule als eine drückende Last. Willkürregiment aller Art war in den Kleinstaaten Deutschlands an der Tagesordnung. Württemberg aber litt ganz besonders unter einer Reihe von gewissenlosen Tyrannen. Schon die Vorfahren Karl Eugens waren Blutsauger. Als Karl Eugen zur Regierung kam, schien es, als wäre er von besserem Holze. Aber die Hoffnungen dauerten nicht lange. Der junge Regent trat in die Fußstapfen seiner Vorfahren, mißachtete die ständische Verfassung, erpreßte aus seinen „Untertanen“ Millionen von Steuergeldern und verpraßte sie in Luxus und Ausschweifungen aller Art. Es wurde etwas besser, als eine Frau Einfluß auf ihn gewann, die er leidenschaftlich liebte. Es war dies eine geborene Franziska von Leutrum, die er zur Reichsgräfin von Hohenheim ernannte und nach dem Tode seiner ersten ungeliebten Frau heiratete. Ungleich vielen anderen Frauen, die in jenen Zeiten oft den schlechtesten Einfluß auf gekrönte Häupter ausübten, die oft die Hauptursache sinnlosester Verschwendung waren, ist sie von besse-

rem Wesen, von feinerer Art gewesen. Mittels der großen Macht, die sie über den Herzog besaß, hat sie viel Unheil von dem Lande abgewendet. Aendern konnte sie ihn nicht, aber sie konnte doch vieles verhindern. Es lag in jener Zeit des sogenannten aufgeklärten Absolutismus, daß die Regenten durch gewisse Bestrebungen der Humanität zu Förderern wurden. So suchte der Herzog auch die Errichtung der Karlschule als eine solche hinzustellen, wiewohl er ja von Anfang an nicht leugnete, daß er sie hauptsächlich als eine Pflanzschule tüchtiger Beamter angesehen wissen wollte. Dabei war die Einrichtung der Schule militärisch-pedantisch. Strenge Vorschriften aller Art gab es und die herzogliche Willkür zeigte sich schon darin, daß die Zöglinge nicht allein in den geringeren Sachen ans „Parieren“ gewöhnt wurden, sondern besonders unheilvoll auch darin, daß ihnen das Berufsstudium vorgeschrieben wurde. Sie waren für den Herzog nur Mittel zu einem von ihm gewollten Zwecke. Dieser Zweck sollte erreicht werden mit einem geistlosen Drill und durch harte Strafen. Die Jünger der Wissenschaft unterstanden einer Kasernendisziplin, bei der entwürdigende Strafen, wie Ohrfeigen und Stockprügel, nicht fehlten. Dabei verlangte der Herzog, die Zöglinge sollten in ihm einen liebevollen Vater verehren, und um sie ihrer Familie möglichst zu entfremden, durften sie nur selten ihre Familie besuchen. Und natürlich bildete sich dieser „Herrenmensch“ dabei noch allen Ernstes ein, daß er ein Wohltäter dieser jungen Leute sei. Das liegt im Wesen aller „Herrenmenschen“, ob sie im großen und kleinen leben, daß sie sich und ihre Zwecke für so groß ansehen, daß sie in den Menschen nicht mehr eigenberechtigte Wesen sehen, sondern sie als Mittel für ihre Zwecke verwenden zu dürfen glauben.

Schiller war sich des Verbrechens, das die Schule an ihm begangen hatte, durchaus bewußt. In späteren Jahren noch hat er einmal geschrieben: „Durch eine traurige, düstere Jugend schritt ich ins Leben hinein und eine herz-

und geistlose Erziehung hemmte bei mir die leichte schöne Bewegung der ersten werdenden Gefühle.“ Gegenüber den Einschränkungen der Schule revoltierte naturgemäß die Jugend und sie wußte tausendmal die Verbote zu umgehen, die Wächter zu überlisten. Zu den lästigsten Verboten gehörte die Lektüre gewisser gefürchteter, wenn auch oft sehr harmloser Bücher. Natürlich nützte das nichts. Es wurde trotz allen Strafen immer und immer wieder auch verbotene geistige Ware eingeschmuggelt. Im allgemeinen muß gesagt werden, daß die Schule schlecht war in Anbetracht der Art und Weise des Lehrbetriebes, wie auch ganz besonders in Ansehung der pädagogischen Mittel. Wenn sich aber gar Serenissimus, und das geschah leider zu oft, in die Schule einmischte, da kam immer ein pädagogischer Stiefel heraus. Das einzig Lobenswerte an der Schule war, daß der Herzog jugendliche Lehrer angestellt hatte, die um so mehr in ein oft näheres und herzlicheres Verhältnis zu den Schülern kamen, als ihre Aufgabe bloß im Unterrichten bestand und sie auf alles, was die Disziplin betraf, keinen Einfluß hatten.

Als im Jahre 1775 die Akademie nach Stuttgart verlegt wurde, fand zugleich ihre Erweiterung statt. Es wurde ihr eine medizinische Fakultät angefügt. Zugleich wurde gefragt, wer sich diesem Studium widmen wolle. Schiller meldete sich sofort. Wenngleich er auch für die Medizin keine besondere Neigung hatte, so entfloh er doch durch sie dem verhassten Jus.

Weder in seinen juristischen noch in seinen medizinischen Studien zeichnete er sich besonders aus. Genug, daß er eben mitkam. Aber sein Geist war weder unfähig noch träge. Was die Schule ihm nicht geben konnte, das nahm er sich selbst in den heimlichen Stunden, in denen er sich der Lektüre widmete. Die lutherische Bibelübersetzung, Klopstocks Messias, manche zeitgenössische Dichtungen geringerer Art, waren ihm schon bekannt, J. J. Rousseau hatte ihn begeistert, Goethes Werther ergriffen, als er zum ersten-

mal Shakespeares Othello in der sehr unzulänglichen Uebersetzung Wielands zu Gehör bekam. Mit ihm trat das dramatische Genie in sein Leben und er ergriff und bewunderte es sofort mit verwandten Sinnen. Mächtig regte sich nachgerade der eigene schöpferische Dichterdrang in ihm und entlud sich in einzelnen Gedichten, ging aber schnurstracks auf jenes Ziel los, das er im Laufe eines schmerz- und arbeitsvollen Lebens, wie keiner vor ihm, in deutscher Sprache erreichen sollte: er beschäftigte sich mit einem großen dramatischen Plan. Er war achtzehn Jahre alt, als er diesen Plan faßte. Drei Jahre später, 1780, machte er mit günstigem Erfolge seine Schlußprüfung. Aber auch die „Räuber“ waren fertig.

Regimentsmedikus

Schiller war verpflichtet, sich nach Abschluß seiner Studien dem herzoglichen Dienste zu widmen. Er wurde als Regimentsmedikus eingereiht, aber weder seine Befoldung noch seine soziale Stellung entsprach seinen gerechtfertigten Ansprüchen. Die „Räuber“ in seiner Tischlade, dichterisch geladen, mußte er erkennen, daß ihm die Heimat schwerlich gerecht werden würde. Das Leben schien ihm schal, wenn er es nicht mit seinen schriftstellerischen Taten ausfüllen könne, und schon bei seinem ersten größeren Werke begegnete er nichts als Schwierigkeiten, bis er sich entschloß, es auf eigene Kosten drucken zu lassen. Das brachte ihm die ersten größeren Schulden. Und Schulden verbitterten von nun an fast sein ganzes Leben. Seine Freunde aus der Akademiezeit standen zwar treu zu ihm, aber sie waren selbst arme Teufel. Da gelang es ihm, in dem Hofkammerrat und Buchhändler *Schwan* in Mannheim einen wohlwollenden Berater und in dem Reichsfreiherrn *v. Dalberg*, der damals das Mannheimer Theater leitete, einen Gönner zu finden. Dieser erkennt die dramatische Wucht der „Räuber“ und nimmt sie zur Aufführung an. Die Buchausgabe, Mai 1781, hatte einen großen Erfolg,

nur daß er sich leider nicht in Geld ausdrückte. Das Buch mußte aber schon viel gelesen worden sein. Denn als die Aufführung in Mannheim angekündigt wurde, lockte sie eine große Anzahl Menschen herbei.

Die erste Aufführung der „Räuber“

Sie fand am 13. Jänner 1782 in Mannheim statt. Von allen Seiten wogten die Zuschauer herbei. Schiller hatte sich heimlich von Stuttgart entfernt und genoß glücklich die Sonne, sein Stück auf der Bühne zu sehen und den rauschenden Beifall des Publikums zu hören. In diesem Erstlingswerk stellte sich stürmend, hinreißend der junge Schiller seinem Volke vor, dessen erster und bisher unerreichter dramatischer Dichter er werden sollte. Es war ein Gären und Brodeln in dem Stücke, eine bei mancher Roheit und Uebertreibung unerhört kraftvolle Sprache, eine rasch und zwingend fortlaufende Handlung — kurz in ihm kündigte sich laut, manchmal etwas ungeberdig, aber unverkennbar der große dramatische Genius an. Und kaum hatte er das Stück fertig, als er schon, wie seine im „Württembergischen Repertorium“ anonym erschienene Rezension beweist, über ihm stand und seine Mängel besser als andere erkannte und beschrieb. Der Herzog erfuhr davon, daß Schiller ohne Erlaubnis in Mannheim gewesen und er wollte ihn für seine „Desertion“ strafen. Er verlangte von ihm, daß er nichts mehr ohne seine Erlaubnis veröffentliche. Schiller sah, daß ihm nichts mehr übrig blieb als Flucht, wollte er nicht sein Selbst in unwürdiger Selbstdemütigung verlieren.

Flucht

Schwer kam es ihm an, seine Heimat, seine Eltern zu verlassen und ins Unsichere zu gehen. Aber es mußte sein. Sein Helfer dabei, ohne den es ihm unmöglich gewesen wäre, seinen Fluchtplan auszuführen, war jener **A n d r e a s**

Streicher, der später in Wien als Klavierfabrikant lebte. Dieser sorgte für die Mittel und erwies sich treu wie Gold. Er selbst erzählt uns die Geschichte dieses Abschnittes des Lebens Schillers. Das Büchlein soll jeder lesen*). Schon trug sich Schiller mit einem neuen dramatischen Plan („Fiesco“). Zuerst ging's nach Mannheim, wo sich Schiller unter den falschen Namen Dr. Ritter meldete. Sein „Fiesco“ fand nicht sofort Dalbergs Gnade, er irrte mit Streicher weiter, bis die edle Frau Henriette von Wolzogen ihm in Bauerbach, einem einsamen Landgut, ein Asyl anbot. Hier blieb er längere Zeit. Ueberhaupt war ihm Frau v. Wolzogen eine treue Beschützerin. Schiller hat viel Freundschaft in seinem Leben gefunden. Er verdankte die Zuneigung vieler bedeutender Menschen nicht bloß den hervorragenden Eigenschaften seines Geistes. In seiner Persönlichkeit lag ein siegender Zauber, ein undefinierbares Etwas, was ihm sofort die Liebe der Menschen, mit denen er zusammentraf, eintrug. Was die Menschen anzog, das war das allgemein Menschlich-Sympathische an ihm, das ebenso wirkte bei gebildeten hochstehenden, wie bei ganz einfachen Menschen. Dies zeigte sich oft in rührender Weise. Als später Schiller in bedrängtester finanzieller Lage war und es für ihn eine entscheidende Ehrensache war, eine Schuld von 200 Gulden (eine für die damalige Zeit, und besonders für ihn, namhafte Summe) zu zahlen, da gaben ihm die Eheleute H ö l z e l, ein kinder-
gesegnetes Handwerkerpaar, bei denen Schiller in Mannheim wohnte, das Geld ohne jede Sicherheit. Es war ihr ganzes Erspartes. Freilich hat Schiller diese Liebestat nie vergessen und er hat der Familie, als sie nach Jahren in Not geriet, ausgiebig geholfen.

In Bauerbach, dessen Einsamkeit ihn viel bedrückte, arbeitete er fleißig, indem er durch ausgedehnte Lektüre mög-

*) „Schillers Flucht von Stuttgart und Aufenthalt in Mannheim von 1782 bis 1785.“ Von Andreas Streicher. Herausgegeben und mit einer Einleitung versehen von J. W y c h g r a m. Leipzig. Bh. Reclam jun. 176 S. Preis 40 Pfg.

lichtst viel in sich aufzunehmen suchte. Hier auch entstanden die ersten Linien von „Kabale und Liebe“. Endlich schien sich ihm eine Stellung darzubieten, die ihm entsprach.

Mannheim

Im Sommer 1783 kam er, nachdem seine Freunde in Mannheim vorgearbeitet hatten, dorthin. Dalberg stellte ihn als Dichter und Dramaturg an seinem Theater an, allerdings nur für ein Jahr. Der Aufenthalt in der sumpfig gelegenen, ungesunden Stadt tat ihm physisch nicht gut. Fortwährend wurde er von Krankheiten gequält. Freilich hatte er nun gründlich Gelegenheit, das Theater kennen zu lernen. Auch fehlte es hier nicht an Gelegenheit eines anregenden gesellschaftlichen Verkehrs. Neben den Krankheiten machte ihm seine finanzielle Lage Sorge. Er verdiente nicht einmal so viel, daß er seines Leibes Notdurft betreiben konnte, geschweige daß er sich von seinen drückenden Schulden hätte befreien können. Auch schwere seelische Not bemächtigte sich seiner, als er in einer leidenschaftlichen Liebe zu einer verheirateten Frau, Charlotte v. Kalb, entbrannte, einer Frau von nicht gewöhnlicher Geistes- und Herzensbildung, die Schillern wiederliebte. Seines Bleibens war nicht mehr in Mannheim, zumal seine Dramen doch nicht dem landläufigen Geschmack des Publikums entsprachen und er sich begreiflicherweise nicht entschließen konnte, die übliche seichte Bühnenware zu liefern, abgesehen davon, daß er es wohl nicht gekonnt hätte. Auch Theaterintrigen häßlicher Art verbitterten ihm das Leben. Als ein Bettler, mit Wunden an Leib und Seele, riß er sich los und nahm wieder den Wanderstab in die Hand. Zum Glück ging's diesmal nicht ziellos in die Welt hinaus. Anfangs des Sommers 1784 hatte Schiller aus Leipzig von ungenannten Verehrern kleine Geschenke mit einem Briefe erhalten, der die Begeisterung für Schillers Schriften aussprach. Es gelang Schiller wenigstens einen Namen der Verehrer — Huber — zu erfahren. Er schrieb an diesen. Er

erhielt von Körner, der eigentlichen Seele der kleinen Schillergemeinde in Leipzig, im Namen der vier Absender bald Antwort. Es entspann sich ein Briefwechsel mit Körner, der durch sein ganzes Leben währen sollte, ein Briefwechsel, der zu den schönsten Denkmälern der deutschen Literatur gehört. In Christian Gottfried Körner, dem Vater Theodor Körners, der drei Jahre älter war als Schiller, gewann dieser einen Lebensfreund von seltenster Echtheit. Er war wohl auch der Mann, der zuerst und in ganzem Umfang die Bedeutung Schillers erkannte. Es drängte Schiller zu seinen Freunden nach Leipzig. Freimütig eröffnet er sich ihnen. Um von Mannheim loszukommen, müsse er die quälendsten Schulden bezahlen. Körner sandte ihm 300 Taler, die Schiller zur Schuldentilgung verwandte. Nun machte er sich auf den Weg nach Leipzig.

Leipzig

Hier fand Schiller, was seine nach Freundschaft und Anerkennung dürstende Seele suchte, Menschen, die seine Bedeutung würdigten und die ihm in echt menschlich-hingebender Weise Liebe entgegenbrachten. Was Körner vom ersten Augenblick an war und bis an Schillers Lebensende geblieben ist, läßt sich kaum völlig ermessen. Körners Name ist für immer mit dem Schillers verbunden. Aber nicht allein der das Gemüt Schillers befreiende und erhebende Umgang mit edelgesinnten und gleichgestimmten Menschen macht seinen Aufenthalt in Leipzig bedeutungsvoll. Zum erstenmal lernte hier Schiller ein größeres städtisches Treiben kennen. Zwar lockte es auch zur Ablenkung und Zerstreuung, aber es bewirkte auch eine Erweiterung des realen Gesichtskreises und größere Weltläufigkeit. Hier geht Schiller mit „Don Karlos“ schwanger. Von finanziellen Sorgen befreit ihn Körner durch Sicherung für eine längere Zeit. Er tut es mit ausgezeichnete Zartheit und Feinsinnigkeit.

Dresden

Körner war gerade in der Zeit, als er mit Schiller in Verkehr tratt, im Begriffe, eine eigene Familie zu gründen. Er schlug seinen Hausstand in Dresden auf und lud Schiller zu sich. Am 11. September 1785 traf er bei dem jungen Ehepaar ein und verlebte mit ihm in dessen eigenem Landhaus bei Dresden wundervolle und glückselige Herbsttage. Hier und dann in Dresden selbst arbeitete er fleißig an seinem „Karlos“ weiter und vollendete ihn. Was er mit großem Gewichte wollte, hat er selbst deutlich ausgesprochen: „Ich will es mir in diesem Schauspiel zur Pflicht machen, in Darstellung der Inquisition die prostituierte Menschheit zu rächen und ihre Schandtaten fürchterlich an den Pranger zu stellen. Ich will, und sollte mein ‚Karlos‘ dadurch auch für das Theater verloren gehen, einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen.“ Die für dieses Werk notwendigen geschichtlichen Studien führten ihn auf einen Pfad, den er lange und nicht ungern gewandelt ist, und dem wir schließlich seine beiden großen historischen Werke verdanken. In dieser Zeit entstand auch das in Dithyramben rauschende „Lied der Freude“, das auch an sich nie vergessen werden könnte, das aber noch dazu im 5. Satz der 9. Sinfonie des einzigen Beethoven mit diesem Werk selbst ein ewiges Leben führen wird. Der Gefahr, einer romantischen Liebschaft ganz zu verfallen, entging er, nicht ohne Mithilfe seines Freundes Körner.

Weimar

Schiller entschloß sich, nach Weimar zu gehen. Dort lebten damals die literarisch bedeutendsten Männer (Goethe, Herder, Wieland), auch fehlte es nicht an persönlichen Beziehungen. Er traf in Weimar am 22. Juli 1787 ein. Goethe war damals in Italien. Die einst geliebte Charlotte von Kalb, die noch immer schöne Frau, leicht entzündlich auch für alle geistigen Bestrebungen, literarisch

gebildet und überall sehr angesehen, unterstützte ihn durch Vermittlung von nützlichen Beziehungen. Er wurde der Herzogin vorgestellt und lernte manche interessante Persönlichkeit kennen. Die gesellschaftlichen Verbindungen hinderten ihn nicht, mit unermüdlichem Fleiß weiterzuarbeiten. Hauptsächlich geschichtliche Studien beschäftigten ihn. Neben kleineren Beiträgen für literarische Zeitschriften schrieb er emsig an seiner Geschichte des Abfalles der Niederlande.

Noch in dem ersten Jahre seines Aufenthaltes in Weimar lernte Schiller auf einem Ausflug in Rudolstadt die Familie Lengefeld kennen. Die jüngere Tochter Charlotte sollte einige Jahre später seine Frau werden. Zwar zog ihn auch die ältere, Karoline, zweifellos die geistig bedeutendere, mächtig an. Doch neigte sich zuletzt die Waagschale zugunsten Charlottens. Dem ersten Besuch folgten weitere, ja Schiller nahm schließlich für die Sommerszeit eine halbe Stunde von Rudolstadt selbst Wohnung und so spannen sich die Fäden stärker und stärker.

Am 7. September 1788 treffen Schiller und Goethe zum erstenmal zusammen. Es geschah diese Begegnung in einer größeren Gesellschaft und die beiden Männer haben wohl nicht viel miteinander gesprochen. Der Eindruck, den Goethe auf Schiller machte, war nicht sehr günstig, und er spricht ihn unverhohlen Körner gegenüber aus. Goethe erschien ihm kalt und unnahbar.

Der Wunsch einer Verbindung mit Charlotte von Lengefeld bewog ihn, an dauernden Erwerb, womöglich an eine dauernde Stellung zu denken. Auf literarische Tätigkeit allein eine Existenz zu gründen, erschien ihm mit Recht zu unsicher. Er trieb seine geschichtlichen Studien weiter, versenkte sich in die antike Literatur und ästhetische Fragen und hatte eine Reihe dichterischer Pläne. Er schrieb damals das bedeutsame philosophische Gedicht: „Die Kunstler“. Aber sein Hauptaugenmerk galt der Geschichte. Er wollte eine Professur an der Universität Jena in diesem Fach erlangen. Am 15. Dezember 1788 wurde sie ihm

vom Herzog von Weimar, nicht ohne Betreiben Goethes, verliehen. Nun hatte er eine bürgerliche Stellung. Nur brachte sie ihm außer dem Titel nicht viel ein.

Jena

Am 26. Mai 1789 hielt Schiller unter ungewöhnlich großem Zulauf in Jena seine Antrittsvorlesung: Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte? Er wurde mit großem Beifall begrüßt. Sein bisheriges Schaffen hatte seinen Namen schon reichlich berühmt gemacht. Aber seine materiellen Verhältnisse wurden durch seine neue Stellung nicht gebessert. Nichts aber konnte den Lern- und Arbeitseifer Schillers hemmen. Unter allen Sorgen hielt er fest an den Lebenshoffnungen und am 22. Februar 1790 fand seine Trauung mit Charlotte v. Lengefeld im Dorfkirchlein zu Wenigenjena still und prunklos statt. Charlotte war ein anschmiegsames und bildungsfähiges Wesen. Wenn sie auch Schwächen hatte, die zum Teil ihrem Geschlecht, zum Teil der Gesellschaftsphäre, der sie entstammte, zuzuschreiben sind, so hat sie sich doch als Gattin bewährt. Sie hat Schiller aufs innigste geliebt und ihn in seinen vielen und schweren Krankheiten aufs aufopferndste gepflegt und dadurch jeden Mangel überglänzt, so daß ihr die Liebe nachfolgender Geschlechter gesichert bleibt. Sie hat das liebebedürftige Gemüt Schillers auszufüllen verstanden, und hat ihm für seine rastlose Arbeit ein trauliches Heim geschaffen. Die Geschichte läßt ihn noch lange nicht los. Auf sie hatte ihn der „Don Karlos“ geleitet. Aus ihr kam ihm der Gedanke zur Wallensteindichtung. Auf den Abfall der Niederlande folgte die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges. In dem Haushalt der neugegründeten Familie herrschte fortwährend Not und Krankheit, so daß das Leben Schillers eigentlich ein fortgesetztes Martyrium ist. Die Bemühungen, eine finanzielle gesicherte Existenz zu erreichen, waren lange fruchtlos. Gerade in dem schlimmsten und vielleicht entscheidendsten Zeitpunkt kam Hilfe von

auswärts. Ein junger Däne, Jens Baggesen, hat bald nach Schillers Heirat ihn kennen und lieben gelernt. In seiner Heimat, in Dänemark, war er der Begründer einer begeisterten Schiller-Gemeinde, deren bedeutendste Mitglieder Graf Ernst v. Schimmelmann und Prinz Friedrich Christian von Holstein-Augustenburg waren. Von Baggesen über die materiell trostlose Lage Schillers und seinen schwankenden Gesundheitszustand unterrichtet, griffen diese beiden tatkräftig ein. Sie boten ihm für drei Jahre je 1000 Taler an, eine für jene Zeit nicht unbeträchtliche Summe. Der Brief, mit dem das Geschenk angeboten wurde, und der, mit dem Schiller antwortete und annahm, gehören zu jenen Zeitdokumenten, die nie vergessen werden können. Die auf solche Weise angeknüpfte Verbindung war die Veranlassung zu einer Reihe von Briefen Schillers an den Prinzen, die in einer Umarbeitung später als „Briefe zur ästhetischen Erziehung des Menschengeschlechtes“ erschienen. In einer freilich nicht leicht verständlichen philosophischen Sprache geschrieben, gehören sie zu den bedeutendsten Prosaschriften Schillers.

Endlich war durch dieses edle Geschenk die härteste Sorge von Schiller genommen. Aber es war, als hätte es ihn nur zu verdoppelter Arbeit verpflichtet. Kaum daß er sich und den Seinen die Freude bereitete, noch einmal seine schwäbische Heimat zu besuchen. Wieder stürzte er sich in das Studium. Insbesondere beschäftigte ihn jetzt die Philosophie, in der er sich ganz zu Kant stellte.

Im Jahre 1794 kam es endlich zu einer innigeren Annäherung Goethes an Schiller. Daß sie mehrere Jahre in unmittelbarer Nähe wohnten, wiederholt in Gesellschaften sich trafen und doch in kein näheres Verhältnis zu einander kamen, hatte sein Grund in der tiefen inneren Verschiedenheit der beiden großen Männer. Goethe war ganz und gar künstlerische Anschauung (Intuition), Schiller ganz und gar philosophischer Verstand (Reflexion). Aus dieser Veranlagung heraus ergab sich eine gewisse

gegenseitige Fremdheit, die von dem Augenblick an wich, als Goethe aus einem zufällig entstandenen naturphilosophischen Gespräch, in dem ihm Schiller opponierte, den Reichtum und die Tiefe des Schillerschen Geistes erkannte. Von diesem Gespräch an verdichteten sich die Beziehungen der beiden so sehr, daß es zu einer Periode geistigen Zusammenarbeitens kam. Ein solches Zusammenarbeiten zweier höchststehender Genien steht in der ganzen Geschichte beisspiellos da. Einer gewann in dem anderen und durch den anderen. Jeder war für den anderen eine stete Quelle neuer Erkenntnis.

Als Schiller im Jahre 1794 eine Zeitschrift „Die Horen“ gründete, war auch Goethe unter ihren Mitarbeitern. Die Arbeit an dieser Zeitschrift sowie an späteren absorbierte sehr viel die Kräfte Schillers, der nunmehr von geschichtlichen und philosophischen Studien sich wieder ganz der Dichtung zuwendete. Die letzten zehn Jahre seines Lebens verlebte er zwar nicht völlig sorgenfrei. Ans Verdienen mußte er immer denken. Viele Arbeit hat er als Fronarbeit leisten müssen noch zu einer Zeit, wo er schon allgemeine Anerkennung genoß. Kinder, die er leidenschaftlich liebte, erfreuten sein Haus, brauchten aber auch materielle Besorgung. Dazu die immer wiederkehrenden Krankheiten, die ihn wiederholt dem Tod nahebrachten. Das waren aber doch zugleich die Jahre, in denen er seine dichterische Begabung auslebte in allen Formen, in denen er insbesondere jene Reihe von Dramen schuf, die ihn in Verbindung mit seinen Jugenddramen zum größten und bisher noch unübertroffenen dramatischen Dichter des deutschen Volkes werden ließen. Mitten in diesem gewaltigen Arbeiten, unter denen die mächtige Wallensteintrilogie wohl die bedeutendste war, im Winter 1799, siedelte Schiller von Jena nach Weimar.

Weimar

Hier vollendet er den „Wallenstein“, schreibt er „Maria Stuart“, „Jungfrau von Orleans“, „Die Braut

von Messina“, „Wilhelm Tell“ nebst vielen vielem anderen und hat tausend Pläne im Kopf. Hier lebte er im häufigen persönlichen Verkehr mit Goethe, im Umgang mit bedeutenden Männern, nur immer wieder gehemmt durch Krankheit. „Es ist der Geist, der sich den Körper schafft.“ Nach diesen seinen Worten hat er auch selbst gelebt. Immer wieder besiegte er durch seine Willenskraft und Schaffensfreude die widerstrebende Materie, ein unermüdlicher, pflichttreuer Kämpfer, bis die Stunde kam, die seinen Widerstand brach. Am 9. Mai 1805 holte der Tod den durch Hunger, Not, Krankheit und Ueberarbeit zerbrochenen Leib Schillers. Sein Geist, der in seinen Werken fortlebt, gehört für immer dem deutschen Volk und der Menschheit.

* * *

Wenn es Schiller auch zu Lebzeiten nicht an enthusiastischer Bewunderung gefehlt hat, wenn ihm auch die innige Freundschaft der Besten seiner Zeit (wie Goethe und Wilhelm v. Humboldt) zuteil geworden ist, so hat sich seine allgemeine Schätzung erst nach und nach Bahn gebrochen. Als im Jahre 1859 sich sein Geburtstag zum hundertstenmal jährte, wurde er in ganz Deutschland in herzlichen Festen gefeiert. Es hat ihm zwar nie an Begnern gefehlt, die ihn sogar an der Stelle angriffen, wo er am stärksten ist: die ihn als Dramatiker geringschätzten. Das war insbesondere der Fall in den Achtzigerjahren, als in der Literatur eine starke naturalistische Strömung aufkam, die als Reaktion gegen eine seelenlose Nachahmerei der Klassiker und gegen eine Verfälschung des Lebens durch die Dichtung heilsam gewirkt hat, aber auch weit über das Ziel schoß. Dem hohen und edlen, echten Idealismus Schillers vermochte die Gegnerschaft keinen dauernden Widerstand entgegenzusetzen, und gerade unsere Zeit hat wieder gezeigt, daß seine hinreißende Wirkung auf der Bühne nichts von ihrer ur-

sprünglichen Macht verloren hat. Uns bleibt Schiller der große Dichter, der von der Menschheit großen Gegenständen in lodernnden Worten gesungen hat. Und vielleicht noch mehr.

In seinen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen entwickelt Schiller eine gesellschaftswissenschaftliche Lehre, stellt er das Ideal der zukünftigen Menschheit auf. Der Mensch der Zukunft ist ihm der ästhetische Mensch. Der ästhetische Mensch ist für Schiller der ideale, der vollkommene Mensch. Alle Geschichte hat für ihn den Zweck, auf diesen Menschen hinarbeiten. Schiller betrachtet nun die Entwicklung der Menschheitsgeschichte. Er hat dies getan zu einer Zeit, in der viele Tatsachen der ältesten Zeit der Menschheitsgeschichte noch nicht bekannt waren. Um so mehr ist es zu bewundern, wie er dennoch zu einer merkwürdigen Anschauung der Entwicklungsgeschichte der Menschheit gelangt, die ihn geradezu als einen Vorläufer des modernen Sozialismus erscheinen läßt.

Er betrachtet zuerst den Menschen im Naturzustand, in dem er, noch nicht im Besitz wissenschaftlicher Erkenntnisse, wesentlich seinen Trieben lebt. Das ist ein Zustand relativer Zufriedenheit. Zwar wird der Mensch noch hart bedrängt von der ihn umgebenden Natur, die er gar nicht oder nur wenig zu beherrschen imstande ist. Kann er sich nähren, bekleiden, Wohnungen bauen, so sind in der Hauptsache seine Bedürfnisse gedeckt. Dieser Naturzustand Schillers entspricht der Zeit des Urkommunismus, in der die Menschheit in Stämmen lebt. Es ist das auch die Zeit einer vollständigen Gleichheit. Aus diesem Zustand gelangt nach Schiller der Mensch in den Kulturzustand. Das entspricht nach unseren heutigen Bezeichnungen der Zeit, in der die Stämme sich zu Staaten zusammenschließen. Die Menschen werden sesshaft. Während es in der Stammeszeit keine Sklaven gegeben hat, entsteht jetzt die Sklaverei. In der Zeit des Kulturzustandes wird die ursprüngliche Gleichheit den Menschen vernichtet. Es entstehen Unterschiede. Neben

den völlig rechtlosen Sklaven bilden sich auch unter den freien Schichtungen, Stände. Es entsteht das Vorrecht. Die Zerstörung der Gleichheit führt zur Bildung des Klassen-gegensatzes. Es kommt in die Menschheit ein tiefer Zwiespalt. Diesen Zwiespalt nennt Schiller den Streit zwischen Sinnlichkeit und Vernunft. Um den Idealzustand, den sittlichen Staat, wie Schiller ihn nennt, zu erreichen, müssen wir aus dem heutigen Zustand heraus. Die Vernunft muß siegen. Dann erst kann der vollkommene, der ideale Mensch entstehen. Diesen nennt Schiller den ästhetischen Menschen, weil in ihm die vollkommene Harmonie hergestellt ist. Er ist dann auch der künstlerisch reine Ausdruck vollendeten Menschentums.

Wie sehr Schiller, ohne ökonomische und soziologische Kenntnisse zu haben, unsere Zustände durchschaut, zeigen viele Stellen in seinen Schriften. Er beweist damit, daß der große Dichter auch ein Seher. Es klingt wie eine Ahnung unserer sozialpolitischen Anschauungen und Forderungen, wenn er in einem Distichon „Die Würde des Menschen“ sagt:

Nichts mehr davon, ich bitt' euch! Zu essen gebt ihm, zu wohnen!

Habt ihr die Blöße bedeckt, gibt sich die Würde von selbst.

Es ist fast selbstverständlich, daß ein Denker wie Schiller, der so tiefe Blicke in die soziale Struktur der Gesellschaft getan hat, auch ein Mann der politischen Freiheit gewesen ist. In seiner Geschichte des Abfalles der Niederlande sagt er: „Groß und beruhigend ist der Gedanke, daß gegen die trohigen Anmaßungen der Fürstengewalt endlich noch eine Hilfe vorhanden ist, daß ihre berechneten Pläne an der menschlichen Freiheit zuschanden werden, daß ein herzhafter Widerstand auch den gestreckten Arm eines Despoten beugen, heldenmütige Beharrung seine schrecklichen Hilfsquellen endlich erschöpfen kann.“ Die französische Revolution hat er mit Jubel begrüßt. Wenn er im späteren

Verlauf derselben sie nicht mehr ganz verstanden hat, so muß man das wohl verstehen. Er lebte von den großen Ereignissen zu weit entfernt, als daß er ihre Bedeutung hätte ganz erfassen können. Bei aller Genialität konnte er nicht wissen, daß die Entwicklung der Menschheit auf der Entwicklung der Wirtschaft beruht und daß jede Zeit nur das auswirken kann, was ihre Bestimmung ist. Wenn er in den oberen Schichten nur „Erschlaffung“ und in den unteren „Verwilderung“ sah, so hatte er für seine Zeit sogar bis zu einem gewissen Grade recht. Wie hätte er ahnen können, daß eine Zeit kommen werde, in der alle Zukunftshoffnungen der Menschheit bei den Massen sein werden, daß der Zustand der „Verwilderung“ einem Zustand der Organisation, der Solidarität und des Drängens nach Kultur weichen würde. Aber obwohl er in diesem Punkt in der natürlichen Beschränktheit seiner Zeit verblieb, hat er doch die revolutionäre Ader seines Wesens bis ans Ende seines Lebens nicht verleugnet. In seinem letzten vollständigen Werk, im „*Wilhelm Tell*“, hat er jene herrlichen Worte niedergeschrieben, die das ewige Evangelium aller Unterdrückten bleiben werden:

Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht;
Wenn der Gedanke nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last,
Greift er hinauf getrosten Mutes in den Himmel
Und holt herunter seine ewigen Rechte,
Die droben hangen, unveräußerlich
Und unzerbrechlich wie die Sterne selbst.
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenübersteht;
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben,
Der Güter höchstes dürfen wir verteidigen
Gegen Gewalt. —

* * *

Es hat jeder, auch der größte Mensch, in sich die Unzulänglichkeiten, Beschränktheiten und Kleinlichkeiten des Menschlichen, oft Allzumenschlichen. Natürlich hatte sie auch Schiller. Von ihnen zu reden, ist unnötig, denn sie wurden tausendfach überstrahlt durch die Hoheit seines Geistes, den Adel seines Charakters und die Lauterkeit seines Wesens. Man kann die Geschichte der Menschheit durchwandern von Ost nach West und von West nach Ost und man wird kaum auf einen zweiten Menschen treffen, der uns als Mensch und zugleich als Künstler so wenig schuldig geblieben ist, wie Schiller. Wenn wirklich alles echte Leben Aufschwung ist, so war seines ein echtestes. Von ihm hat sein großer Freund Goethe gesagt:

Und hinter ihm, im wesenlosen Scheine
Lag, was uns alle bändigt, das Gemeine.

Er meinte damit das Gewöhnliche, das Alltägliche. Und Schiller war es in der That gegeben, auch das Gewöhnliche zum Ungemeinen zu erhöhen, sein Geist veredelte alles, worauf er sich ergoß. Aber auch im modernen Sinne dürfen wir das Wort auffassen. Der Reinheit seiner Natur widerstrebte das Gemeine gleichsam instinktmäßig.

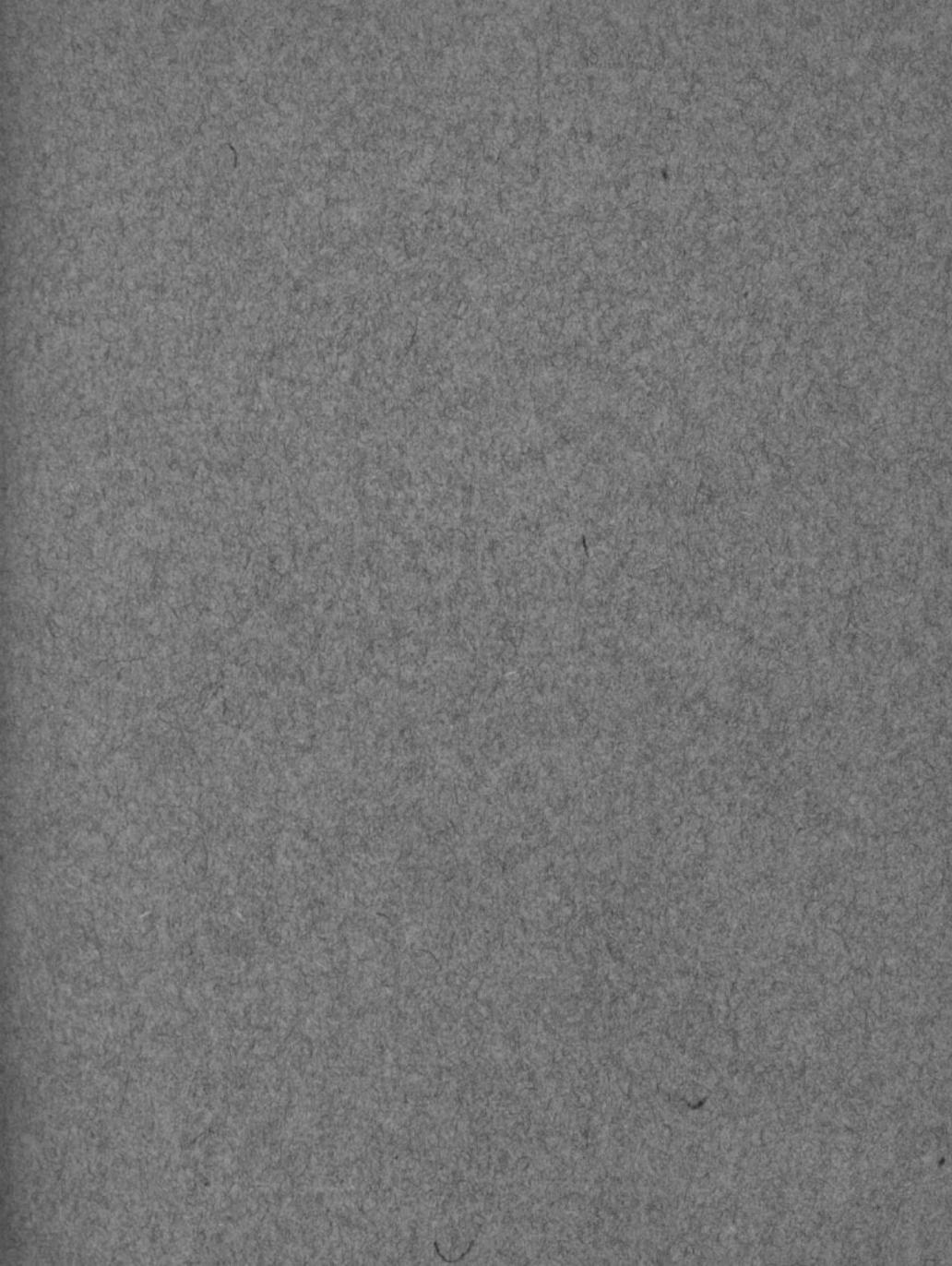
Wir haben keine Heiligen. Aber wir haben in unseren großen Denkern und Künstlern Helfer, Stützer und Tröster. Wenn das Leben das Bittere bringt — und jedes Leben bringt es — dann gibt es eine Hilfe für den, dessen Seele der Kunst und ihren Wirkungen offen ist. Er flüchtet zu denen, die das Leben und seine Stimmungen dichterisch darstellen, die uns eben dadurch, ohne falsche Ideale zu zeichnen, die Welt der bedrängenden Realität in die Sphäre der verklärten künstlerischen Anschauung erheben und uns dadurch helfen, sie leichter und besreiter zu überwinden. Wenn du, lieber Leser, Stunden der Schmerzen, der Sorgen, der Verstimmung hast, dann nimm dir ein Buch von Friedrich Schiller. Denn daß du die Werke Friedrich Schillers als Eigentum hast, setze ich voraus. Lies in den Gedichten und Dramen

und du wirst erhoben, und nicht etwa über die Härten des Lebens getäuscht, sondern für sie und ihre Befiegung gestärkt das Buch schließen. Die großen Dichter erheben uns zwar über das gemeine Leben, aber nicht so, daß sie es uns etwa verachten lehren. Denn die Quelle ihrer Kunst ist ja dieses Leben selbst. So sind und werden sie die besten Führer in das Leben und für das Leben.

Schiller, der große Geist, der edle Dulder, der unermüdlische Arbeiter, ist das edelste Vorbild, das sich strebende Menschen setzen können. Er, der im Geiste des großen Philosophen Kant jedes menschliche Einzelwesen als Selbstzweck ansah, dem es ein gotteslästerlicher und menscheitschänderischer Gedanke gewesen wäre, einen Menschen für sich oder seine Zwecke als Mittel zu benutzen, er hat sich selbst als Mittel angeschaut, das die in ihm lebenden Kräfte in die Erscheinung bringen sollte. Er hat in rastloser Arbeit sich verzehrt, um der Menschheit alles zu geben, was in ihm lag. So durfte denn Goethe mit Recht von ihm das Wort sagen, das auch wir uns als Leitfaß für unser Leben merken wollen:

„Das war ein rechter Mensch und so sollte man auch sein.“





UB WIEN



+AM88820600

e Welt

„Die junge Welt“ — so wollen wir eine Sammlung von Bändchen nennen, die bei aller Wohlfeilheit doch reiche Sonne und Wärme in die Herzen ihrer Leser tragen sollen. Was der Herausgeber erstrebt, ist dies: dem Proletariat und vor allem der Arbeiterjugend in den festlichen Stunden der Muße

die Freude am Leben und den Willen zur Tat

zu kräftigen und zu läutern und in jedem Genießer der Sammlung den sozialistischen Gedanken zu einem immer wirkenden Erlebnis zu erhöhen.

Es erscheinen vorläufig folgende Bändchen:

1. **Soziale Balladen**
Gesammelt von Josef Quitpold Stern
2. **Soziales Wandern**
Von Max Winter
3. **Friedrich Schiller**
Von Engelbert Pernerstorfer
4. **Die Indianer**
Von Hugo Schulz
5. **Flieger**
Von Ingenieur Tannus
6. **Mädchenbuch**
Zusammengestellt von Adelheid Popp

Jedes Bändchen umfaßt 32 bis 48 Seiten und kostet kartoniert 20 oder 30 Heller.

Wir glauben mit diesem Unternehmen etwas zu bieten, wonach sich vielleicht Tausende Arbeiter und Arbeiterinnen heimlich sehnen: eine Bibliothek, die ganz erfüllt ist von der Schönheit und Weite der neuen Weltidee.

Der Verlag:

Wiener Volksbuchhandlung.

Der Herausgeber:

Josef Quitpold Stern.



